

schöfe der Provinz Quebec ein Rundschreiben erlassen, in welchem sie es den katholischen Wählern zur Gewissenspflicht machten, nur solche Kandidaten die liberalen Kandidaten daher verpflichtet hatten, nach Kräften die gerechten Ansprüche der kath. Minorität in Manitoba auf Separatschulen, die vom Privy Council anerkannt worden waren, zu unterstützen. Wollten die liberalen Kandidaten daher nicht auf jede Aussicht auf Erfolg in dieser katholischen Provinz verzichten, so mußten sie wohl oder übel diese Verpflichtung übernehmen.

Die Wahlen fanden statt und fielen zugunsten Laurier's und der liberalen Partei aus. Die übrigen Provinzen sandten eine ebenso große Anzahl konservativer, wie liberaler Abgeordneter nach Ottawa. Die Provinz Quebec jedoch gab Laurier eine Majorität von 33, so daß er es den Wählern dieser Provinz verdankt, daß er heute im Amte ist.

Am 24. August 1896, in einer der ersten Sitzungen des neuen Parlamentes, erhob sich Sir Chas. Tupper nunmehr der Führer der konservativen Opposition, und machte im Namen seiner Partei folgende Erklärung:

„Ich hoffe aufrichtig, daß es den achtbaren ersten Minister (Laurier) gelingen wird, die Schulfrage in einer solchen Weise zu regulieren, daß allen interessierten Parteien Gerechtigkeit geschieht und daß jedermann zufriedengestellt wird. Ich verstehe den achtbaren Minister nicht nur, daß ich von ganzem Herzen wünsche und hoffe, daß ihm dieses gelingen möge, sondern auch, daß ich jederzeit bereit bin, ihn hierin nach besten Kräften zu unterstützen.“

Laurier's Gelegenheit, die leidige Schulfrage nun aus der Welt zu schaffen und den Katholiken endlich die ihnen solange vorenthaltenen Rechte zurückzuerstatten, war also gekommen. Seine Majorität in Hause verdankte er dem katholischen Quebec. Der Führer der Opposition hatte sich verpflichtet, ihn in dieser Frage zu unterstützen. Die Verhältnisse waren die denkbar günstigsten in jeder Hinsicht. Nichts fehlte, als der gute Wille!

Nach der Session ging also Laurier wirklich ans Werk. Wie wir sehen, hatte er versprochen, Sir Oliver Mowatt mit der Regulierung der Schulfrage zu betrauen. Wäre dieses geschehen, so hätte Sir Oliver, ein gerechter, edel denkender liberaler Protestant es ohne Zweifel als eine Ehrenschrift angesehen, die denkbar günstigsten Bedingungen für die Katholiken von der protestantischen Majorität Manitobas zu erlangen. Statt dessen sandte Laurier einen nominalen Katholiken, nach Winnipeg. Das

Betrügen des letzteren während seines Aufenthaltes in Manitoba und die Art und Weise, wie er die Ansprüche der Katholiken vertrat, kann man nur als skandalös bezeichnen. Am 26. Oktober 1896 wurde ihm zu Ehren ein Bankett veranstaltet, bei welchem natürlich auch die Manitoba-Minister zugegen waren. Bei dieser Gelegenheit ließ Herr Tarte eine große Rede vom Stapel. Zur Belebung und Unterhaltung meiner Zuhörer will ich einige Teile derselben, die auf den Charakter dieses Mannes, den Laurier mit einer sehr wichtigen Mission betraut hatte, einwerfen. Er sagte unter anderem:

1. Wenn er an Martin's, Greenway's oder Eiston's Stelle wäre, so hätte er ebenso gehandelt wie diese, etc.

2. Wenn er Katholik sei, so sei dies nur ein „Zusatz der Geburt“.

3. Er könne nicht einsehen, daß die Tatsache, daß in den Schulen Manitobas täglich eine halbe Stunde lang Religion gelehrt würde, die Fruchtbarkeit des Bodens oder den Getreidepreis beeinflussen würde.

4. Daß er nicht einsehe, weshalb katholische und protestantische Kinder nicht zusammen erzogen werden könnten, da sie doch alle Kinder eines Landes seien.

Die Rechte der Katholiken wurden von Laurier und Tarte einfach mit Füßen getreten. Letzterer trat nicht nur Greenway Regierung im Namen vor, sondern, ohne Befragung der katholischen Minorität, ein Abkommen, das sogenannte Greenway-Laurier Settlement (Regulierung), das alles andere war, nur kein „Settlement“. Es war unannehmbar und ist bis auf den heutigen Tag von den Katholiken und ihrem künftigen Vertreter dem Erzbischof von St. Boniface, Mgr. Langevin, nicht anerkannt worden.

Schluss folgt.

Donna Margherita.

Den Frauen gewidmet von P. St.

An einem kalten Februartage des Jahres 1833 öffnete sich gegen Mittag die Tür der Pfarrkirche in Niesse in Oberitalien, und ein Hochzeitszug trat heraus. Es war ein leuchtender Zug, der sich die Straße hin auf dem Hochzeitswege bewegte, aber doch ließen die jungen Mädchen und Burschen auf die Straße, um ihn zu sehen, und die Männer und Frauen traten unter die Haustüre oder öffneten das Fenster.

„Sie kommen, Sie kommen!“ rief eine Stimme.

An der Spitze schritten die Brautleute. Er, sorgfältig aufgeführt, aber bescheiden, fröhlich und unbesonnen, am Kopf seiner vierzig Jahre kaum und rüstig wie ein junger Bursche

baher. Sie, auch ganz in neuem Staate, im einfachen und engan-schließenden Kleide des Dorfes, ging an seiner Seite etwas verchämmt und glücklich lächelnd, in dem unschuldigen Reiz ihrer zwanzig Jahre. Hinter ihnen folgten die Verwandten und besten Bekannten, wie es noch heute in den Dörfern der alten Heimat Sitte und Übung ist.

Bald sahen alle beim fröhlichen Hochzeitsmahle. Ein blendend weißes Tuch hing über den Tisch, die Tischdecken, weidenumflochtenen Flaschen mit den langen dünnen Stielen wurden leer weggetragen und kamen gefüllt wieder zurück, und in den Gläsern schimmerte der rote Wein. Mächtige Schüsseln voll dampfender Mattaroni wurden hin und her gereicht. Und fröhliches Lachen und Singen stieg empor, und immer wieder standen die jungen Männer auf und trafen dem Brautpaare zu. Bis in den Abend währte diese fröhliche, niemals ausgelassene Fröhlichkeit, welche die Feste des italienischen Volkes so anziehend macht.

Das war die einfache Hochzeit, welche die jugendliche Margherita mit dem schon etwas bejahrten Giam-battista Tarto hielt.

Soll ich Euch erzählen von Donna Margherita, der Mutter des St. Peters? Ich muß es wohl tun. Denn ich weiß, wenn Ihr Plus den Zehnten kennen wollt, müßt Ihr auch ein klein wenig seine Mutter kennen. Denn ich, ich bin glücklich, ihr Mut, ihr Gottvertrauen, ihr weiches, mitleidiges Gemüt leben fort in ihrem Sohne.

Donna Margherita, die vor ihrer Heirat den Familiennamen Torsion trug, war nicht heimisch in Niesse. Ihre Wiege stand in einem Bauernhaus in Vedelago, einem Dorfe, das man von Niesse aus ohne Mühe in zwei Stunden erreichen kann. Aber sie war ganz jung nach Niesse gekommen, als ihre Eltern dort hin übersiedelten.

Ihr werdet wohl nicht wissen, wo Niesse liegt. Es war ja auch ein weit abgelegenes, entlegenes Dorf, bevor es berühmter Sohn es in der ganzen Welt bekannt machte. Man muß eine Lage, denn seinen Namen wird man schwerlich entdecken, auf der Nordseite Italiens mehr westlich als östlich von Venedig suchen, anderthalb Stunden nördlich von der kleinen aber schönen Stadt Castelfranco. Es liegt in einer anmutigen und herrlichen Ebene. Gegen Norden ist das Auge auf nahen Hügeln eine schimmernde Burg, die Burg von Niesse, deren Mauern auf beiden Seiten den Berg hinablaufen, um wie mit schützenden Armen den Ort zu umschließen. In weiter Ferne, fast verloren in blauem Duft, türmen sich die Alpen auf; ihre kühnsten Schneefelder schauen einen großen

Teil des Jahres in die Landschaft herein. Die Luft ist frisch und gesund. Auf den Feldern färbt die Sonne den Weizen und das Weizen Korn golden. Schattige Platanen und Erlen und hohe Pappeln säumen den Lauf der Straßen und Bäche ein, und überall in Wiesen und Auen stehen weiße Maulbeerbäume, von deren Blättern die Seidenraupe gefüttert wird, und von Baum zu Baum ziehen die Bauern die hohen, langen Zweige des Rebstockes. Das Dorf hat etwa 2800 Einwohner, fast alle ohne Ausnahme Bauern.

In diesem Dorfe also hatte Margherita ihren Giambattista kennen und lieben gelernt, um ihn nachher zu heiraten. Es war keine „glänzende Partie“, aber Giambattista war auch nicht mittellos. Er besaß ein kleines Häuschen an der Straße nach Niesse, drei Stückchen Feld und ein Kuchlein. Daneben war er Ortsbote oder, wie der italienische Titel lautet, Bauer für Niesse und die zur Gemeinde gehörigen drei Nebendörfer. Dieses Amtchen trug ihm täglich zehn Cents ein — nicht viel für die heutigen wie damaligen Verhältnisse, aber immerhin eine sichere Einnahme und bares Geld, das in den italienischen Bauernhäusern so selten ist.

Donna Margherita verstand es nicht bloß, das kleine Einkommen richtig einzuteilen und sparsam zu verpenden, was schwieriger ist als zu erwerben; sie half auch selber mit, das Brot für die bald zahlreich werdende Familie mit ihrer kunstfertigen Hand zu gewinnen. In ihrer Jugend hatte sie das Nähen gelernt, und diese Beschäftigung, die sie niemals ausgab, hielt besonders nach dem Tode ihres Mannes die Not von ihrem Häuschen fern.

Früh wurde sie auch von Gott in die Schule der Leiden geführt, die eine so große Gnade für den Menschen ist und seine edelsten Kräfte entfaltete. Sie verlor ihr erstes Söhnchen acht Tage nach seiner Geburt. Wenn ein Erstgeborener stirbt — so lange er noch das kleine Kind ist, so bedeutet das einen tiefen Schmerz. Jenen Eltern unter euch Lesern, welche ihn selbst empfinden mußten, haben eine Vorstellung von seiner Größe. Die gute Margherita schien nicht mehr die gleiche zu sein; ihr Fröhlichkeit war verschwunden, ihre Lieder waren verstummt. Doch opferte sie ihre Prüfung dem Herrn auf und ging stark und gesehigt aus ihr hervor.

Sie war ihr Leben lang eine un-gelehrte Bauersfrau. Sie konnte nicht einmal schreiben, und das Kirchenbuch in Niesse bemerkt, daß sie nach der Trauung den Eintrag nicht mit ihrem Namen unterzeichnen konnte. Allein sie besaß etwas, was mehr wert ist als selbst großes Wissen, nämlich, eine starken Glauben